

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, bei der Expedition abgegeben werden.

Nr. 46.

Montag, den 24. Februar 1913.

20. Jahrg.

Dienstag: Volksversammlung in der „Flora“ Tages-Ordnung: „Die Frau und der politische Kampf“.

Hierzu eine Beilage.

Talles Durcheinander.

Sind wir wirklich auf dem Wege zur Reichstagsauflösung? Und wird der Bülowblock seinen Angedenkens demnächst als Bethmannblock seine fröhliche Auferstehung feiern?

Sicher ist zweierlei: das Bündnis der Schwarzen mit den Blauen wankt in seinen Grundfesten, und auf der andern Seite ist die Undurchführbarkeit aller Großblöckutopien klarer erwiesen denn je. Nicht in einer einzigen großen Frage des Merkmalismus haben die Liberalen an der Seite der Sozialdemokratie standgehalten, immer hat die Taktik, das Schielen nach Regierungsgunst und Wahlchancen den Sieg über Grundzüge davongetragen. In der Frage der Wehrvorlage werden die Gegensätze zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie erst recht in voller Schärfe aneinanderprallen.

Das Zentrum hat es in der Hand, bei seiner Abstimmung über die Militärvorlage oder einer sonstigen ihm passend erscheinenden Gelegenheit, eine Auflösung herbeizuführen. Diese Auflösung wird sich aber auch nicht im Zeichen der sog. „Schwarzroten Koalition“ vollziehen. Können die beiden größten Fraktionen des Reichstags bei einer Abstimmung von entscheidender Bedeutung in eine gemeinsame Stellung, so geschähe das doch aus den verschiedensten Gründen, an der Todfeindschaft der beiden Parteien würde dadurch nicht geändert, sie würden auch bei den Wahlen als unversöhnliche Gegner einander gegenüberstehen.

Es gäbe danach bei etwaigen Neuwahlen weder einen schwarzblauen, noch einen schwarzroten, noch einen rosaroten Block. Vielleicht aber einen blauvioletten Bethmannblock, einen Block von Westarp bis Gothein? Sieht man etwas genauer hin, so findet man, daß auch für einen gemeinsamen Aufmarsch der Konservativen und der Liberalen die Aussichten verschwindend gering sind.

Drei Umstände wichtiger Natur stehen der Neubildung einer konservativ-liberalen Koalition entgegen: die Erfahrungen des Bülowblocks, die bevorstehenden Preußenwahlen und die noch immer ungelöste Frage, woher die Deckung für die alten Lücken der Finanzreform und die neue Militärvorlage genommen werden soll.

Der Bülowblock steht weder bei den Konservativen noch bei den Liberalen in gutem Andenken. Das Herz der Junker gehört noch immer dem Zentrum, und dieses hat auch trotz aller kleinen Konflikte und Schikanen einen Bruch mit den Junkern bisher ängstlich vermieden. Auf der andern Seite können die Liberalen nach den Erfahrungen des Bülowblocks kaum eine Wiederholung des Experiments riskieren. Die Hoffnung der Naiven, mit Hilfe der Konservativen so etwas wie halbliberales Regiment erzielen zu können, hat damals gründlich Schiffbruch gelitten, die Wahltaktik von 1907 hat sich an den Liberalen bitter gerächt, denn durch sie ist die Rechte so gestärkt worden, daß die Ausschaltung der Liberalen und die Bildung einer konservativ-ultramontanen Mehrheit erst möglich wurde. Wollen die Liberalen jetzt wieder in die Arme der Junker zurückkehren, so wird die Umarmung für sie tödlich sein, und die Sozialdemokratie wird keinen Finger rühren, um ihnen zu helfen.

Die Neuwahlen zum Reichstag würden sich aber auch voraussichtlich unmittelbar den preußischen Landtagswahlen anschließen. Diese müssen naturgemäß zu neuen Reibungen zwischen Liberalen und Konservativen führen. Oder wollten die Liberalen gänzlich auf jeden Versuch verzichten, bei den Preußenwahlen ihre Stellung im Klassenparlament zu verbessern? Das wäre für sie das einzige Mittel, sich die Gunst der Junker zu erwerben, denen hier die Aussicht auf ein großes Geschäft winkt. Uns sollte es nur freuen, wenn sich die Abneigung der Liberalen vor „taubnischen Sachen“ in diesem Falle nicht als unüberwindlich erweisen würde, denn in Preußen gilt ohnehin meistens die Parole: Je schlimmer, desto besser! Für das Reich aber könnte der Liberalismus seine Zerschmetterung durch die Sozialdemokratie nicht besser vorbereiten als durch solche bedingungslose Unterwerfung unter die

preußische Junkerherrschaft, das preußische Dreiklassenwahlrecht.

Und zu alledem kommen noch die gewaltigen Schwierigkeiten der Deckungsfragen, aus deren Labyrinth sich noch immer kein Ausgang zeigt. Wie hier Liberale und Konservative einander wiederfinden sollen — nach allem Vorausgegangenem —, ist schlechterdings nicht abzusehen. Die sozialdemokratische Fraktion wird ihnen das Spiel sicher nicht erleichtern; sie hält an dem Standpunkt fest, daß die notwendigen Mittel, falls sich die Annahme der Militärvorlage nicht verhindern läßt, nur aus der Besteuerung der großen Einkommen, der Vermögen oder der Erbschaften, ganz besonders der letzteren, gewonnen werden dürfen. Wenn eine Mehrheit für neue Ausgaben da ist, so wird sofort auch eine andere Mehrheit für die Deckung der Ausgaben aus den Taschen der Besitzenden da sein — falls nicht die Liberalen es vorziehen, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, ihren bisherigen Standpunkt zu verlassen und mit den Junkern einen schmutzigen Handel abzuschließen.

Nur durch offen ausgesprochenen Verzicht auf jeden liberalen Fortschritt im Reich, nur durch den Verzicht auf die Erbschaftsteuer und die preußische Wahlreform können die Liberalen zu einem Bündnis mit den Konservativen kommen. Sie können dieses Bündnis nur vollziehen durch eine tiefe Zerrüttung der eigenen Reihen und mit der Wirkung einer neuen gewaltigen Stärkung der Sozialdemokratie.

Ob diese Stärkung sofort in der Mandatsverteilung der Neuwahlen zum Ausdruck käme, ist eine Frage von mindermem Belang. Sicher gibt es Mandate, die die Liberalen den Sozialdemokraten entreißen können, um sie den Junkern zu Füßen zu legen. Für eine Partei, die von der Hand in den Mund lebt und nur auf den Augenblick sieht, könnte der Gedanke an solchen Verlust unerträglich sein. Die Sozialdemokratie aber mit ihrer weit in die Zukunft gerichteten Politik, mit ihren großen Zielen ist von zufälligen Parteikonstellationen unabhängig. Sie weiß, am Ende arbeiten die Gegner nur für sie, und wo die Liberalen heute konservative Stichwahlziele säen, erntet sie das nächste Mal rote Hauptwahlziele.

Aber, wie gesagt, wahrscheinlich ist es nicht, daß es bei bevorstehenden Auflösungsversuchen — Kaiserjubiläumswahlen? — zu einem irgendwie geordneten Aufmarsch der Parteien käme nach dem Muster von 1907 oder 1912. Es würde vielmehr einen Krieg aller gegen alle geben, ein tolles Durcheinander, wie man es noch bei keiner Reichstagswahl erlebt hat. In einem Krieg aller gegen alle ist es aber immer der Stärkste, der die Beute heimträgt, und dieser Stärkste ist weder das Zentrum, noch die Rechte, noch der Gesamtliberalismus. Die Sozialdemokratie mit ihren 4 1/2 Millionen Stimmen ist die Letzte, die Ursache hätte, einer Krise aus dem Wege zu gehen. Besteht es also — nur zu!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das Reichsgeheiß über die vorübergehenden Zollerleichterungen bei der Fleischzufuhr

wird im „Reichsanzeiger“ vom 21. Februar veröffentlicht und hat folgenden Wortlaut: „Der Bundesrat wird ermächtigt, für die Zeit bis zum 31. März 1914 mit Wirkung vom 1. Oktober 1912 ab an Gemeinden, die frisches, auch gefrorenes Fleisch von Vieh aus dem Ausland für eigene Rechnung einführen und unter Einhaltung der vom Bundesrat vorzuschreibenden Bedingungen zu angemessenen Preisen an die Verbraucher abgeben, den nach Nr. 108 des Zolltarifs erhobenen Eingangszoll bis auf einen Betrag zu erstatten, der sich ergibt, wenn anstatt der Zollsätze von 35 oder 27 Mk. der Zollsatz von 18 Mk. für den Doppelzentner zugrunde gelegt wird.“

Die große Frage.

Was nun? So fragt die freikonservative „Post“ die Reichsregierung, nachdem der Reichstag die Ostmarkenzulage abgelehnt hat. Das alte Scharfmacherorgan ist sich darüber klar, daß die Frage der Ostmarkenzulage keine geeignete Wahlparole bilden würde, eine

Reichstagsauflösung in diesem Falle daher sehr gewagt erscheine; aber etwas müsse die Regierung tun, um die Staatsautorität zu wahren, sofern das Zentrum nicht doch noch mit sich reden läßt. Nun ist guter Rat teuer denn das Zentrum wird bei der neuen Militärvorlage nötig gebraucht. Die „Post“ macht denn auch der Regierung Vorwürfe darüber, daß sie die Heeresvorlage in Reichstagsstube nicht früher eingebracht habe. Dann sagt die „Post“ am Freitagabend:

Wenn sich somit auch nicht verkennen läßt, daß die Lage der Regierung — freilich durch ihre eigene Schuld — eine recht mißliche ist, so wird sie trotzdem nicht umhin können, auf eine beschleunigte Klärung unserer ganzen inneren Lage hinzuwirken. Es hat sich schließlich bei der gestrigen Abstimmung im Reichstagsstube nicht um Annahme oder Ablehnung der Ostmarkenzulage allein gehandelt; diese Zulagen bilden vielmehr einen integrierenden Bestandteil unserer Polenpolitik überhaupt, und somit ist die gestrige Abstimmung auch nach dieser Richtung hin von besonderer und außerordentlich wichtiger Bedeutung. Nimmt die Regierung das gestrige Resultat widerspruchslos hin, so würde man daraus folgern können, daß sie sich damit abgefunden hat, unsere Polenpolitik auf den toten Strang schieben zu lassen, und es ist selbstverständlich, daß ihr bei einer solchen veränderten Stellungnahme dann aus andere Lagern der schärfste Widerspruch erwachsen müßte. Sie steht also vor der Notwendigkeit, irgend etwas zu tun vor dem für sie vielleicht bitteren Muß, zu handeln und eine Klarheit zum mindesten darüber zu schaffen, ob sie zugeben will, daß Preußen in seiner Polenpolitik vom Reiche im Stich gelassen wird.“

Zu den preußischen Landtagswahlen.

Die Breslauer Freisinnigen haben am Dienstag beschlossen, für die bevorstehenden Landtagswahlen kein Kompromiß mit den Sozialdemokraten, sondern ein solches mit den Nationalliberalen abzuschließen. Dieser Beschluß enthält die Festlegung, daß ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten auf nach den Urwahlen ausgeschlossen ist, und bedeutet damit die Wiederwahl der konservativ-merikalen Vertretung. Denn ohne die Sozialdemokraten können die Freisinnigen und Nationalliberalen die Reaktionskräfte nicht rausdrängen, und die Sozialdemokraten denken nicht daran, ohne Gegenleistung, gewissermaßen aus Gnad zugelassen, für die Liberalen zu stimmen. Bei der letzten Wahl wurden 470 liberale, 366 sozialdemokratisch und 820 konservativ-merikale Wahlmännerstimmen abgegeben.

Suprapatriotische Stimmung im Dreiklassenparlament.

Im preußischen Abgeordnetenhaus kam es am Sonntagabend ganz unerwartet zu außergewöhnlich heftigen Szenen. Zur Beratung stand das Kapitel: Gewerbeinspektion vor Etat der Handels- und Gewerbeverwaltung. Schon der erste Redner aus dem Hause, Abg. v. Wenden (kons.), wollte diese Gelegenheit benutzen, um wieder einmal ein der bekannten Terrorismlreden gegen die Sozialdemokraten loszulassen, er wurde aber von dem Präsidenten wiederholt zur Sache gerufen und mußte schließlich abbrechen. Es entbehrte nicht eines komischen Beigehmacks, daß dieser konservative Redner, der sich nicht in die Ordnung des Hauses zu fügen mußte und während der ganzen Sitzung wütend im Saal hin- und herlief, zu den Schriftführern, also zum Vorstand des Hauses gehört. Die Debatte drehte sich wesentlich um die Frage des Bäckerarbeiterlohnes. Hierzu äußerte sich auch Gen. Borchardt der u. a. gegen den Abg. Mugdan polemisierte, weil dieser die Bäckerverordnung gemildert wissen will. Borchardt wies dem gegenüber auf den mangelnden Arbeiterlohn in Preußen hin. — Dann betrat die Abg. Mugdan und Cassel die Rednertribüne, um, nachdem sie die Vorkommnisse im Berliner Stadtverordnetenkollegium vom Donnerstag gestreift hatten, nach Art der Kriegervereinsredner ihren Patriotismus in den höchsten Tönen anzupreisen. Es war ein widerliches Schauspiel, wie die sogenannten Liberalen in einer Art schweißbedeckten, wie es selbst die Konservativen bisher niemals getan hatten — Gen. Liebknecht geißelte dann auch dieses Verhalten mit den treffendsten Worten, indem er betonte, daß es für jeden wirklichen Fortschrittler nur eine Art der Jahrhundertfeier von 1813 geben könne, nämlich das Ge-

Für das Frauenwahlrecht.

Seit Jahren stehen die Proletarierinnen auf dem Blatfeld des Kampfes. Sie ringen nicht nur mit dem Kapitalismus um eine Verringerung der Ausbeutung...

Man hat ihnen diese heiligen Rechte bis heute geweigert. Man hat ihrer nicht geachtet, solange sie ein kleines Häuflein waren. Heute strömen sie zu Hunderttausenden aus den Quartieren des Elends zusammen.

Aber sie müssen die Kraft messen und den Kampf wagen lernen. Denn viele Jagdaffe sind noch unter ihnen, denen die alte Knechtlichkeit ihres Geschlechts noch im Blute sitzt.

Das wird den Jagenden Trost geben und Mut. Das wird in den Herzen der anderen die Glut der Begeisterung zu heller Lohe entfachen. Jene anderen, die tapfer sind und erkennen, weiß eine wichtige Etappe im Klassenkampf des Proletariats dieses ihr Ringen bedeutet.

So haben die Versammlungen, die von morgen ab in unserem Verbreitungsbezirk stattfinden, mannigfache Bedeutung. Und was der Frühlingsturm an diesen Tagen in den Herzen der Proletarierinnen und ihrer männlichen Kampfgenossen erweckt...

Der Bürgerauschuss verwies am Sonnabend den Senatsantrag Bewilligung von 51 000 Mk. für die Erweiterung der Dampfanlegebrücken in Travemünde an eine fünfsäulige Kommission.

Die gefährdete Puppenbrücke bildet gegenwärtig das Gesprächsthema vieler Kreise der Lübecker Bevölkerung. Die Stellen, welche für den Bau verantwortlich sind, erfahren dabei begreiflicherweise nur wenig Schmeicheleien.

Das Theater. Es dürfte anstrengender, das von den bekannten Journalist "Das Theater" eine Sonderausgabe erschienen ist, die durch eine Abhandlung aus der Feder Dr. Schlodmanns mit zahlreichen Abbildungen...

herigen Zusammenziehung des Landtags hatten alle Vorstöße dieser Art keinen Erfolg. Die Regierung hat nun im neuen Etat vorsichtigerweise die Errichtung einer Landespolizeizentrale vorgeschlagen...

Balkan.

Die Lage. Der offizielle Kriegsbericht bejagt: Gestern (Sonnabend) setzte der Feind das Bombardement vor Adrianopel fort. Auf der Ostfront fand ein Artilleriekampf statt.

Im Streit zwischen Bulgarien und Rumänien nehmen beide Mächte die Vermittlung der Großmächte an. Sakki Pascha soll nach einer Londoner Meldung des "Neuport-Herald" von der Post den Auftrag erhalten haben...

Der türkische Vorschlag einer neutralen Zone in Adrianopel ist von Bulgarien abgelehnt worden. Nach türkischen Angaben übersteigen die türkischen Verluste in den bisherigen Kämpfen seit Wiederaufnahme der Feindseligkeiten kaum 1500 Mann.

China.

Die Kaiserin-Witwe Lung Hsi, die bekanntlich auf die frühere Regierung einen geradezu unheilvollen Einfluß ausübte, ist Sonnabend gestorben.

Amerika.

Der Bürgerkrieg in Mexiko. Der frühere Präsident Madero und der frühere Vizepräsident Suarez wurden erschossen, als bei ihrer Ueberführung nach dem Gefängnis der Versuch gemacht wurde, sie zu befreien.

uns zu erneuern den Kampf gegen die Snakerherrschaft und die Dreiklassenherrschaft in Preußen unermüdet führen.

Allmählich beruhigten sich die Gemüter und man mußte nun sachlich über die Lage der Binnenschiffer denken, für deren Interessen Gen. Liebknecht warm trat.

Die neuen Steuervorlagen. Die "Kölnische Volkszeitung" will bestimmt wissen, ob zwei Besitzsteuervorlagen ausgearbeitet worden sind: nämlich Vermögenszuwachssteuervorlage und eine Erbschaftsteuervorlage...

Schutz der Deutschen in Adrianopel.

Auf die Anfrage des Reichstagsabgeordneten Wenig hat Staatssekretär v. Jagow folgende Antwort erteilt: Als Anfang Februar die Feindseligkeiten zwischen den Balkanstaaten und der Türkei wieder ausgenommen wurden, hat die deutsche Regierung in Sofia Vorstellungen erhoben...

Die bulgarische Regierung macht zunächst militärische Bedenken geltend...

Die bulgarische Regierung macht zunächst militärische Bedenken geltend, trat dann aber dem Antrag unter Voransetzung näher, daß die Zahl der Fremden nicht zu groß sei. Hierüber sollten, wie der kaiserliche Lande in Sofia unter dem 16. Februar meldete, Erkundigungen durch einen Parlamentarier eingezogen werden.

Nach einem Bericht des kaiserlichen Botschafters in Konstantinopel vom 18. Februar hat sich jedoch Schürstich, der Kommandant der belagerten Stadt, dem Abzug der Fremden widersetzt, weil er Indiscretionen über den Zustand der Festung befürchtete.

Die deutsche Regierung wird selbstverständlich darauf bestehen, daß den Reichsangehörigen die Abreise dieser Staaten eine solche Erlaubnis erhalten.

Preussisch-österreichische Eisenbahngemeinschaft.

Die Beratung des Budgets im heftigen Landtage wegte sich seit drei Tagen um Eisenbahnen. Die Anteile der beiden Staaten verhalten sich wie 1:2. Die Verwaltung der Bahn wird ausschließlich von Preußen betätigt.

Der Kampf um die Stuttgarter Polizei.

Im Jahresbericht der 2. Württembergischen Kammer ist ein Antrag der Sozialdemokratischen Partei enthalten, die Stuttgarter Polizei mit Unterstützung der realpolitischen Parteien nach der Verstaatlichung der hiesigen Eisenbahnen unter der Leitung der Stuttgarter Polizei...

Verkauf (1848)
lebender Butt
 (Stieg 80 Pfg.)
 am Dienstag,
 dem 25. Februar 1913
 vormittags von 8 Uhr ab
 an der
**Holstenbrücke u.
 Hürterforbrücke.**

|| Komitee- und ||
 Kommissionssitzungen

V. u. A.
 am Mittwoch, d. 26. Februar
 abends 8 1/2 Uhr
 im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstraße 50-52

**Henry Latter
 Hermann Wolff**
 Verlobte. (1866)
 Lübeck, den 23. Februar 1913.

Herrn **E. Nehmer** zum heutigen
 Wiegensfest ein demerendes Hoch,
 das die ganze Meierwipfstraße macht.
 Ob sie sich wohl mit marken ist.
 (1851) Die durstigen Seelen.

Freitag abends 5 1/4 Uhr endlich
 nach langem Schwerm in Geduld
 getragenen Leiden mein innigst
 geliebter Mann, unser lieber Vater,
 Schwieger- und Großvater

Heinrich Zietz
 im eben vollendeten 64. Lebensjahre.
 Tief betrauert von allen, die ihm
 nahe standen
**Sophie Zietz, geb. Eggert,
 und Kinder.**

Lübeck, Segebergstr. 15. (1841)
 Beerdigung Dienstag, Beginn
 der Trauerfeier 2 1/4 Uhr in der
 Kapelle des Vorwerfer Friedhofes.

Reinmachefran
 für alle Tage, morgens von 8 bis
 10 Uhr, gesucht.
 1857. Neudeckstraße 53.

Wieder zum 1. April eine 2. bis
 3. im Mietwohnung. Offerten mit
 Rücksende unter **P K 100** an
 die Expedition d. Bl. (1850)

Durch Unfall das Haus Wähme
 Straße 46/18 zum 1. April zu ver-
 mieten. (1859)

Einem H. Block u. Federwagen
 billig zu verkaufen. (1846)
 Salurub, Heinrichstraße 14. r. u.

2 Herren, Näh. u. a. u. billig zu verk.
 (1854) Näh. Rautenburger Allee 53. I.

Stabschirurg meine nachweislich
 gutgehende Krämerci
 krankheitshalber billig zu verkaufen.
 Kassend. auch als Nebenerwerb.
 Ang. unt. **A B 30** a. d. Exp. d. Bl.

Ein Saß Zettel
 und zwei Zigaretten
 zu verkaufen.
 (1861) Neudeckstraße 53 a.

Visiten-Karten
 empfiehlt die Buchdruckerei von **Friedr. Meyer & Co.**

Von den beliebten
**Gesellschafts- und
 Unterhaltungsspielen**
 sind wieder neue Sachen eingetroffen; ebenso
Baukasten, Plastilinakasten
 zum Formen von Figuren u. a. m.
 Allen Lesern des „Lübecker Volksboten“
 sehr zu empfehlen.
Buchhandlung von Fr. Meyer & Co.
 Johannisstraße 46.

Gibt acht,
 wenn Ihr Palmin Euch kauft,
 'S gibt Fette, die man ähnlich tauft!
 Auch statt Palmona schiebt man vor
 Oft das, was ähnlich klingt für's Ohr!
 Drum achtet, ob auf dem Paket
 Die Forma Schlinck in Hamburg steht!

Palmin-Pflanzenfett.
 Palmona - Pflanzen-Butter-Margarine.

8 flott. Dam.-Masken-Kostüme
 billig zu vermieten.
 (1842) Fühlingstraße 27. I.
 50 schöne Damen-Masken-Kost.
 billig zu vermieten. (1019)
 Breite Straße 24. part. Kitzel.

**Vereinigte
 Butterhändler**
 von Lübeck
 und Umgeg.

Allerfeinste Meiereibutter
 kostet Pfd. **1.55** Mk. (1853)

**Beerdigungs-
 Institut**
 „Zur Ruhe“
Fr. Barby
 Hükstr. 117. Tel. 816.
 Uebernahme von Erd- und
 Feuerbestattungen.
 Ueberführungen von u. nach
 auswärts. (1844)

**Zentral-Krankenkasse
 der Schuhmacher.**

Außerordentliche
Versammlung
 am Dienstag, d. 25. Februar
 abends 9 Uhr
 im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstraße 50-52.
 Tages-Ordnung:
 Statutenberatung.
 Um zahlreiches Erscheinen ersucht
 (1855) Die Ortsverwaltung.

Zur Konfirmation
 empfehlen
**Gejangbücher und
 Glückwunschkarten**
 in großer Auswahl.
 Unsere Kolporteurs führen letztere mit und
 können von denselben auch bezogen werden.
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
 Johannisstraße 46.

Man abonniert jederzeit auf das
 schönste und billigste
Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter
 München 22 Zeitschrift für Humor und Kunst
 2 Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.-

Abonnement bei allen Buchhandlungen und
 Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probe-
 nummer vom Verlag, München, Theaterstr. 47

Kein Besucher der Stadt München
 sollte es verkümmern, die in den Räumen der Redaktion,
 Theaterstraße 47 III befindliche, äußerst interessante Aus-
 stellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter
 zu besichtigen.
 Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Biophon.
 Nur Dienstag, Mittwoch, Donnerstag.
Zwei grosse nordische 2-Akter.
Ein Abschied für ewig.
 Tiefgreifendes Drama aus dem Leben einer Variété-Diva.
Das Feuer überm Meer.
 Ein Seedrama spannend von Anfang bis zu Ende.
 Mit diesen beiden Schlagern der „Nordischen Films Co.
 Kopenhagen“, in welchen die Hauptrollen von den be-
 rühmten allseitig beliebten Künstlern ausgeführt werden,
 bietet das Biophon-Theater dem Publikum ein einzig
 dastehendes Großstadtprogramm.
 Außerdem der große vollkommen neue Spielplan.
 Dieses Sensationsprogramm gelangt nur im Biophon-Theater
 zur Verführung. (1858)

Rechnungsformulare
 werden hergestellt in der
 Buchdruckerei des Lüb. Volksboten,
 Johannisstraße 46.

Holzarbeiter-Verbd.
 hahelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung
 am Dienstag, d. 25. Februar
 abends 8 1/4 Uhr
 im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstraße 50-52.
 Tages-Ordnung:
 1. Der Stand der Tarifbewegung
 nach dem Schiedsgericht und Be-
 richt über die örtliche Verhand-
 lung.
 2. Besprechung unserer in diesen
 Jahre stattfindenden Verhand-
 lungen.
 3. Verschiedenes.
 (1848) Die Ortsverwaltung

Achtung Schneider

Mitglieder-Versammlung
 am Dienstag, d. 25. Februar
 abends 8 1/2 Uhr
 im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstr. 50-52.
 Tagesordnung:
 1. Das Theater als Bildungsstätte
 Referent: Arbeitersekretär Gen.
Mehrelin.
 2. Die Forderung des Tarifes.
 3. Verschiedenes.
 (1849) Die Ortsverwaltung

Verein der Musikfreunde.
 Mittwoch, 26. Februar 1913
 abends 8 Uhr

**in der Stadthalle:
 23. volkstümliches Konzert**
 (Orchester 52 Musiker.)
 Leitung:
 Kapellmeister **Hermann Abendroth**
 Solisten die Herren Szanto, Rommel,
 Gorbach, Kelp, Gerber, Pannier u.
 Richter.

Zur Aufführung kommen u. a.:
 Das Septett . . . L. von Beethoven
 Unvollendete Sinfonie H-moll
 Fr. Schubert
 Ouverture zu „Der fliegende
 Holländer“ R. Wagner
 Programm im Lübecker Konzert-
 Anzeiger. (1848)

Hanja-Theater
 Täglich:
**Rund
 um
 die
 Alster**
 mit Gebr. Wolf
 in den Hauptrollen.
Anfang 8 1/4 Uhr Anfang
 Kabarett ab 11 Uhr:
Bandi der urkomische
Lautenschläger
 mit seinem Damenflor von
 Künstlerinnen. (1852)

Neues Stadttheater.
 Dienstag, den 25. Februar 1913
 Anfang 7 1/2 Uhr. Ende 10 Uhr
 136. B. i. Volksh. 22. B. i. Dienstag-
 Neuheit!
Frau Juttas Untreue.
 Schauspiel von Otto Anthes.
 Mittelpreise.
 Mittwoch, den 26. Februar 1913
 Anfang 8 Uhr. Ende 11 Uhr
 Außer Abonnement. Kleine Preise
Bummelstudenten.
 Große Waise nach Wehl und Witten
 von H. Schanzer und H. Bernauer
 Must von Bretschneider und
 Bogumil Zerler. (1848)
 In Vorbereitung: Wehl dem,
 lügt von Grillparzer.

Der russische Liberalismus und die Kriegsgreuel am Balkan.

Seit dem Beginn des Balkankrieges ist der russische Liberalismus, der niemals durch besondere Ueberzeugungstreue und Demokratismus gegläntzt hat, in eine Entwicklungsphase eingetreten, die seinen politischen und moralischen Bankrott einleitet. Bestrebt, sich vor den herrschenden Gewalten als patriotisch und zuverlässig auszugeben, spannte sich der russische Liberalismus ohne Einschränkung vor den Wagen des Neoflavismus und Imperialismus, der aus der gespannten internationalen Lage, wie aus den Kriegsergebnissen am Balkan Kapital zu schlagen sucht. Hand in Hand mit den Kriegstreibern aus dem junkerlich-bureaucratischen Lager traten die Wortführer des russischen Liberalismus, die Herren Miljukow, Maklakow, Struwe usw. mit der Forderung hervor, Rußland müsse nicht nur seine traditionelle Schützerrolle am Balkan mit besonderem Nachdruck zur Geltung bringen, es müsse auch sein eigenes „Prestige“ den Westmächten gegenüber aufrecht erhalten und vor allem bestrebt sein, bei der Liquidation des Balkankrieges seine „Lebensinteressen“ im nahen Osten zu verteidigen. Der Führer der Kadettenpartei Miljukow stellte sich an die Spitze der neoflavistischen Bewegung in Petersburg, die er, unter stätiger Führungnahme mit dem Ministerium des Äußeren, das sich die Dienstleistungen der Liberalen sehr gerne gefallen ließ, in die der Regierung genehmen Bahnen zu lenken suchte; Herr v. Struwe, der marxistische Renegat, dem es sogar bei den Kadetten zu eng geworden ist, und der mit den Oktobristen liebäugelt, proklamierte in der neu gegründeten „Ruskaja Wolwa“ ein Bündnis zwischen dem Liberalismus und der Regierung, und der offizielle Redner der Kadettenpartei, Maklakow, akzeptierte nach der Deklaration des Ministerpräsidenten in der Duma die gesamte äußere Politik des Zarismus mit ihren Kriegen, Wählerereien und ständigen Kriegsdrohungen. Der Balkankrieg selbst wurde in Rußland als „Befreiungskrieg“ der „unterdrückten“ slavischen Völker gekennzeichnet, der die moralische Unterstützung des gesamten russischen Volkes finde; kein einziges führendes Organ des russischen Liberalismus deckte die dynastischen Wurzeln dieses Krieges auf, kein einziges Organ gab den Enthüllungen über die Kriegsgreuel der Balkanverbündeten Raum, und aus den Spalten der liberalen Presse ergoß sich ebenso ergiebig wie aus der reaktionär-nationalistischen Presse die Schlammslut der Kriegsbege und der militaristisch-chauvinistischen Propaganda. Neben den sozialdemokratischen Zeitungen, dem „Lutsk“ und der „Pravda“, die natürlich ihr möglichstes taten, um der von der Regierung begünstigten chauvinistischen Propaganda ein Paroli zu bieten, gab es nur ein Blatt, die in Südrußland verbreitete demokratische „Kriemskaja Mysl“, (zum Teil auch der linksliberale „Denj“ in Petersburg), das gestützt auf die Enthüllungen seiner Kriegskorrespondenten und Mitarbeiter den wahren Charakter des Balkankrieges aufzudecken suchte.

Nun veröffentlicht Genosse N. Trozky, der bis vor kurzem auf dem Kriegsschauplatz gewirkt hat, im „Lutsk“ einen offenen Brief an den Führer der Kadettenpartei, Miljukow, in dem er dem russischen Liberalismus sein „accuse“ ins Gesicht schleudert: „Sie

sind — schreibt er — einer der Begründer und Leiter der sogenannten neoflavistischen Bewegung, die nicht anders austritt, als im Namen der sehr ehrwürdigen, abstrakten Grundsätze der Zivilisation, der Humanität und der nationalen Freiheit. Sie haben wiederholt, in der Presse wie von der Dumatribüne, den Balkanverbündeten, d. h. den am Balkan herrschenden Dynastien und dynastischen Cliquen, erklärt, daß die sogenannte russische Gesellschaft ihrem „Befreiungskampf“ ihre unveränderlichen Sympathien entgegenbringt. Sie haben noch kürzlich während des Waffenstillstandes eine politische Tournee nach dem Balkan unternommen. Sie waren dort in einigen Hauptstädten und, was am wichtigsten ist, in den von den Verbündeten eroberten Provinzen. Haben Sie während Ihrer Reise — man muß wohl annehmen, daß Sie dafür Interesse hegten — nichts davon gehört, welche entsetzlichen Greuelthaten die siegreiche Soldateska der Verbündeten auf allen ihren Wegen nicht nur gegenüber den unbewaffneten gefangenen oder verwundeten türkischen Soldaten, sondern auch gegenüber der friedlichen muslimänischen Bevölkerung, der Greisen, Greisinnen und schuldlosen Kindern verübt hat?

Haben Sie davon gehört — und Sie mußten das hören! — weshalb schweigen Sie? Weshalb schweigt Ihre sonst so redselige Zeitung „Rjetsch“? Haben die unanfechtbaren und unbestreitbaren Tatsachen Sie nicht zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Bulgaren in Mazedonien und die Serben in Alt-Serbien — in ihrem Bestreben die nicht ganz günstigen Angaben der ethnographischen Statistik zu ihren Gunsten zu korrigieren — sich einfach mit der systematischen Vertilgung der muslimänischen Bevölkerung in den Dörfern, Städten und Provinzen beschäftigen? Was können Sie über diese Mittel sagen, mit denen der Triumph des slavischen Elementes erkauft wird? Werden Sie danach nicht zugeben, daß die Verschönerung des Schweigens, an der unsere gesamte „führende Presse“ beteiligt ist, euch alle zu Fehlern und moralischen Mitschuldigen an den Bestialitäten macht, die den Schandfleck unserer gesamten Epoche bilden? Tragen unter solchen Umständen Ihre Proteste gegen die türkischen Grausamkeiten, die ich keineswegs zu verneinen suche, den Stempel eines abscheulichen Pharisäertums, das nicht den Grundsätzen der Kultur und der Humanität entspringt, sondern den nackten Berechnungen des imperialistischen Eigennutzes? Und ist es Ihnen nicht klar, daß die stillschweigenden Fehlerdienste, die die „führenden“ russischen Parteien und ihre Presse den bulgarischen und serbischen Greuelthaten erweisen, jetzt, nach der Wiedereröffnung der kriegerischen Handlungen, den Balkanverbündeten ihre Kainsarbeit sehr erleichtert, die auf die weitere Vertilgung der Anhänger des Halbmonds im Interesse der „Kultur“ des Kreuzes hinausläuft?

Was können Sie, Herr Abgeordneter, auf diese einfachen und klaren Fragen entgegnen? Oder haben Sie es schon gelernt konsequent zu sein, und sich endgültig überzeugt, daß der Führer der „verantwortlichen“ Opposition, der Vermittler zwischen der Petersburger Diplomatie und den Balkandynastien, vor der öffentlichen Meinung seines Landes einen Teil der Verantwortung übernehmen muß für die aufgeschütteten Leiber der türkischen Kinder und für die durchschnittenen Gurgeln der muslimänischen Greisinnen?

Ist das der Fall, so bleibt Ihnen wirklich nichts übrig als zu schweigen. Aber in diesem Falle gewinnt

Ihr Schweigen eine solche Ueberzeugungskraft, wie Ihre Rede sie niemals gehabt hat!

Diese mächtige Anklage des Genossen Trozky, die in der gesamten russischen Presse Aufsehen erregt hat, hat den führenden liberalen Blättern doch nicht die Zunge zu lösen vermocht. Die „Rjetsch“, das Blatt des Abg. Miljukow, begnügt sich mit einem giftigen persönlichen Ausfall und mit einer Schimpfanonade gegen den Genossen Trozky, wodurch sie nur noch ein übriges Mal unterstreicht, welche unhaltbare Position der russische Liberalismus auch in der Kriegsfrage der sozialistischen Aufklärungsarbeit gegenüber einnimmt.

„Peonage“ im Staate Newyork.

Aus Newyork wird uns geschrieben:
Das 13. Amendement zur Bundesverfassung, das einen brudermörderischen Krieg gekostet hat, verbietet bekanntlich die Sklaverei im Gebiete der Vereinigten Staaten. Der moderne amerikanische Kapitalismus hat es aber fertig gebracht, in dem System der „Peonage“ eine neue und zudem noch viel profitablere Art der Sklavenwirtschaft zu etablieren, profitabler deshalb, weil sie nicht mit dem patriarchalisch-fentimentalen Element belastet ist, das die Rührseligkeit der guten Beecher-Stowe in „Onkel Toms Hütte“ vielleicht mehr als nötig herausgestrichen hat. Die modernen „Simon Legrees“ können ihre „Peons“ jederzeit nach Belieben auf den Schindanger werfen — es wird sich zeigen, daß man das vielfach getroßt wörtlich nehmen kann — und sie machen dabei sogar immer noch einen hübschen Extra-Profit. Seit dem 24. Januar ist in dem Newyorker Bergwerksorte Minerville ein Streik im Gange, der mit der Enthüllung der dortigen Zustände, wovon jetzt selbst das Staatsparlament in Albany Notiz nehmen muß, besser zur Erläuterung der neuen Sklaverei in dem glorreichen Lande der Sterne und Streifen dienen kann, als alle allgemeinen Abhandlungen. Gegen 2000 Arbeiter, fast durchweg Eingewanderte, haben an jenem Tage die dortigen Erzgruben der „Whitcomb-Sherman Compagnie“ verlassen, um ein unbarmherziges Ausbeutungssystem zu brechen, und seitdem ist der kleine Ort der Schauplatz unerhörter Gewaltorgien der kapitalistischen Banditen, die sich in diesem Falle nicht damit begnügen, Streikende auf der Straße zu überfallen, sondern zu diesem Zwecke bewaffnet in deren „Häuser“ einbrechen. Diese Häuser sind ohne Ausnahme — so sagt sogar die bürgerliche Berichterstattung — erbärmliche Baracken, und keine dieser Baracken, die nicht der Whitcomb-Sherman Compagnie gehörte. Beamte der „American Federation of Labor“, wie des Erzgräberverbandes hatten die Arbeiter mit dem Hinweis, daß sie im Falle der Arbeitsniederlegung prompte Expropriierung zu gewärtigen hätten, vom Streik zurückhalten wollen, aber vergeblich — die Erzgräber traten in den Ausstand, obwohl sie wußten, daß sie Gefahr laufen würden, bei dem Wohnungsmonopol der Whitcomb-Sherman Compagnie binnen kurzem obdachlos in der bittersten Winterkälte dazustehen. Und natürlich beeilte sich die Firma, die „Wohltat“ der Werkshäuser gegen die Streikenden zu fruchtifizieren. Auf welche unjählich gemeine und brutale Weise das aber geschah, darüber geben Duzende und Hunderte schriftlich niedgelegter eidlicher Bekundungen der Opfer Auskunft. Das von der Gewerkschaft gesammelte Material — be-

Hafenstürme.

Roman von W. W. Jacobs.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Herr Schmidt blickte zärtlich auf eine Handtasche von wohlgerundetem Aussehen, die zwischen seinen Beinen auf dem Boden stand. „Alles in Ordnung“, erklärte er herzlich, „und wenn Sie selbst noch gern eine Reise machen wollen, kann ich das im Nu arrangieren. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen!“

„Ich habe kein Verlangen mehr danach“, erwiderte der Steward ärgerlich, „versuchen Sie mit mir keinen von Ihren Späßen, Nathan Schmidt, dafür bin ich nicht zu haben.“

„Gott behüte“, versetzte der Schlafbas, „ich würde Ihnen nichts tun. Ich handle jetzt nur nach Ihren Befehlen, nach Ihren und denen des Kapitäns. Es ist eigentlich durchaus nicht von der Art meiner gewöhnlichen Geschäfte, ich bin aber so gutmütig, daß ich unmöglich nein sagen kann.“

„Hundert Mark gegenüber können Sie nicht nein sagen, meinen Sie wohl?“ entgegnete Herr Wilkens, dem diese Bemerkung keineswegs behagte.

„Wenn ich aus der Sache soviel herausholen würde, als Sie, würde ich glücklich sein“, seufzte Herr Schmidt.

„Ich?“ sagte der andere, „meinen Sie, ich könnte für so etwas Geld nehmen? Ich würde lieber verhungern, lieber würde ich — Uebrigens, warum klopfen Sie sich da an Ihre Nase?“

„Habe ich das getan?“ fragte Herr Schmidt überrascht. „Ach, das wußte ich nicht. Es ist gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen.“

„Gern gesehen“, versetzte der Steward scharf. „Mein Geschäft ist dieses Bergewaltigen nicht, lieber will ich die Straße sehen.“

„Sieh doch, sieh“, rief Herr Schmidt betöflig aus. „Ach, was für eine schöne Sache ist es doch, mit einem ehrbaren Mann zusammen zu kommen. Und wie das dem Herzen wohl tut!“

Er starrte wie versteinert irgendwohin in der Richtung, wo Herr Wilkens saß, und verbarg dann heftig zwinfernd rasch seine Augen hinter der Hand, als sei er von dem Anblick von so viel Güte völlig überwältigt. Durch dieses Benehmen wuchs die Mut des Stewards nur noch mehr, und er landte seinem Gegner solange flammende Blicke zu, bis seine Augen trübten.

„Zwanzig Minuten nach sechs“, sagte Herr Schmidt plötz- lich, durchsuchte seine Westentasche und zog einen kleinen zu-

sammengesfalteten Zettel hervor. „Es ist Zeit, daß ich an- fange. Ich denke mir, Sie werden wohl etwas Salz im Hause haben?“

„Reichlich“, entgegnete Herr Wilkens.

„Und Bier?“ fragte der andere weiter.

„Ja, Bier ist auch da“, sagte der Steward.

„Dann bringen Sie mir einen halben Liter“, bemerkte der Schlafbas langsam und mit Nachdruck. „Ich möchte es in einem Tonkrug und mit einer schönen Schaumkrone haben.“

„Wozu brauchen Sie das“, fragte Herr Wilkens und sah ihn aufmerksam an.

„Für's Geschäft“, erwiderte Herr Schmidt. „Wenn Sie sehr artig sind, dürfen Sie sehen, was ich damit mache.“

Der Steward regte sich immer noch nicht. „Ich dachte, Sie hätten sich alles selbst mitgebracht“, bemerkte er.

Herr Schmidt sah ihn mit mildem Vorwurf an. „Er- ledigen Sie diese Angelegenheit, oder ich?“ fragte er.

Der Steward ging widerwillig hinaus, schenkte einen halben Liter Bier ein, setzte ihn auf den Tisch und blieb, seinen Besucher beobachtend, vor diesem stehen.

„Und nun brauchen ich noch einen Löffel Zucker, einen Löffel Salz und einen Löffel Essig“, erklärte Herr Nathan Schmidt. „Beileben Sie sich, damit der Schaum sich nicht erst fest.“

Herr Wilkens zog sich knurrend zurück und kam in einer verhältnismäßig wunderbar kurzen Zeit mit den gewünschten Dingen zurück.

„Ich danke Ihnen“, empfing ihn der andere. „Sie sind schnell gewesen. Ich wünschte, ich könnte mich noch so rasch bewegen als Sie. Aber Sie können die Sachen jetzt wieder hinausbringen, ich sehe, daß ich mich auch ohne dieselben behelfen kann.“

„Wo ist das Bier geblieben?“ fragte Herr Wilkens während, „wo ist das Bier, Sie hinterlistiger Lummel?“

„Ich hab' mir's überlegt“, meinte Herr Schmidt, „und da ich nicht gern etwas verschwende, und aus Ihrer Art und Weise gesehen habe, daß Sie selbst für heute Abend schon mehr als genug gehabt haben, habe ich es ausgetrunken. Jemand anderem, nicht einmal einem Wellhafener Jungen, hätte ich diesen Streich nicht spielen können.“

Herr Wilkens wollte etwas sagen, hielt es indessen für besser, zu schweigen, warf die drei Löffel in die Küche und setzte sich, den Rücken halb seinem Besucher zugekehrt, wieder an den Ofen.

„Ein offener, netter Bursche ist er“, redete Herr Schmidt weiter. „Sie haben ihn ja seit seiner frühesten Kindheit ge- kannt, nicht wahr?“

Herr Wilkens gab keine Antwort.

„Die „Fortuna“ geht morgen auch in See“, fuhr sein Quälgeist fort, „das ehemalige Schiff seines Vaters. Wie schnell es ihm vorankommen wird, demselben an Bord eines Seglers zu folgen. Das Leben ist voller Ueberraschungen, Herr Wilkens, und was für eine große Ueberraschung würde es für Sie sein, wenn Sie hören könnten, was er über Sie sagt, wenn er zum Bewußtsein kommt.“

„Ich handle nur auf Order“, brummte der andere.

„Sehr richtig“, meinte Herr Schmidt zustimmend, indem er eine Flasche Rognat aus seiner Handtasche zog und sie auf den Tisch stellte. „Nun noch zwei Gläser und wir sind fertig. Dies- mal brauchen wir weder Salz noch Essig.“

Herr Wilkens tat, als wenn er nichts hörte. „Aber wie wollen Sie es einrichten, daß der eine betrunken wird und der andere nicht?“ fragte er.

„Das ist ein Geschäftsgeheimnis“, erwiderte der andere, „aber soviel kann ich Ihnen sagen, ich habe dem Kapitän etwas geschickt, was er einnehmen soll, bevor er kommt, und außerdem werde ich in der Küche sein, um nach dem Rechten zu sehen.“

„Ich denke, Sie werden wissen, was Sie zu tun haben“, sprach Herr Wilkens zweifelnd.

„Das denke ich auch“, gab der andere zurück. „Der junge Schümann vertraut Ihnen und wird natürlich alles aus Ihrem Hause gläubig hinnehmen. Das ist der Vorzug, einen guten Ruf zu besitzen, Herr Wilkens, einen guten Ruf und ein Gesicht unschuldig wie ein Baby mit einem grauen Badenbart.“

Herr Wilkens beugte sich nieder, nahm einen Handfeger und legte etwas Asche vor dem Ofen weg.

„Immerhin, wenn mein Anteil an der Geschichte bekannt wird, fuhr Herr Schmidt trübinnig fort, „wird mir dieses Rädel-Mädel jedenfalls die Augen austragen oder mich am Ende mit der Hutnadel erstechen wollen. Es ist mir einmal so gegangen; ich sollte meinen, es war die längste Hutnadel, die je angefertigt worden ist.“

Mit einem Kopfschütteln über die Gefahren seines Berufs zog er sich, nach einem abermaligen Blick nach der Uhr, mit seiner Handtasche nach der Küche zurück und überließ Herrn Wilkens, die Ankunft der anderen in einem Zustand schreck- licher Nervosität zu erwarten.

Kapitän Schümann war der erste, welcher erschien, um ein gutes Beispiel zu geben, wo er sich etwas von dem Rognat in sein Glas und blieb wartend sitzen. Nun kam Mag Schü- mann herein, rot und frisch, und Herr Wilkens begab sich, nachdem er einige Augenblicke hilflos herumgestanden hatte, einem bedeutungsvollen Nicken des Kapitäns gehorchend, zu Herrn Schmidt in die Küche.

